

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 192.

Montag, 17. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

23. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Streitmann küßte Marga die Hand. „Ich wollte so gern, diese Blumen wären von mir. Aber Ihr Herr Vater hat es mir heute nicht erlaubt.“

Wo blieb nur Edna?

Bersthöfen sah Inspektor Krüger auf seine Uhr. Rheuma äußerte sich bei ihm in vergrößertem Appetit. Herr von Köller schellte. Beder trat sofort ein. „Darf ich servieren?“

„Noch nicht! Seien Sie so gut, schicken Sie zu Fräulein Edna herauf und lassen Sie dringend bestellen, wir stehen und warten!“

Beder brummte etwas vor sich hin. Verspätungen des Essens waren ihm äußerst verhaßt. Unten rang Pfannschüssel Unnchen schon die Hände über ihr Fisel, das zu sehr „durch“ werden würde.

Wieder einige Minuten. Dann kam Beder herein und meldete mit verdunkeltem Gesicht: „Ich war selber oben und habe lang geklopft, aber Fräulein hat mich geantwortet. Denn hab' ich geklingelt und aufgemacht, aber sie war nicht drin.“

„Mein Gott, war sie denn zu Hause?“ rief der Vater.

Verschiedene antworteten gleichzeitig: „Doch, sie war da!“

Marga faßte nach Streitmanns Hand. „Ich habe solche Angst!“ flüsterte sie ihm zu.

„Ist etwas geschehen?“ fragte er leise zurück. Sie erwiderte nichts.

„Also, wir wollen jetzt endlich beginnen!“ befahl Herr von Köller ärgerlich. „Sie verspätet sich ja oft!“

Man setzte sich zu Tisch, die Krebsuppe wurde aufgetragen. Man war schweigsam, die gewohnte heitere Stimmung kam nicht auf.

Marga konnte fast nichts essen. Der Hals war ihr von ungewisser Angst zugeschnürt. Der Hausherr erhob sich und hat erst einmal, das Glas zu erheben — auf die glückliche Fahrt zu den Antipoden!

„Auf glückliche Fahrt!“ riefen alle.

Marga sah wie im Nebel die vertrauten Menschen um sich.

Der Inspektor, den sie von Kind auf kannte, Bonin, den netten jungen Eledon . . . von ihnen wollte sie nachher heimlich Abschied nehmen und sie um Verschwiegenheit bitten, bis der Vater von seiner Begleitfahrt bis Bremen zurückgekehrt sein würde und selbst alles erklären könne.

Beder stand jetzt flüsternd hinter dem Hausherrn und verlangte zu wissen, ob er weiter servieren sollte.

„Noch nicht!“ sagte Herr von Köller, und laut: „Das ist doch merkwürdig, wo Edna bleibt!“

„Darf ich einmal — soll ich einmal nach Fräulein Edna schauen?“ fragte Bonin eifrig.

„Ja, Bonin, gehen Sie!“

Der Eledon schob davon.

Wieder war Schweigen im Raum. Marga sah auf ihrem Plätzchen, unfähig, sich zu regen, den Blick starr auf ihre Rosen gerichtet. Streitmann streifte sie immer wieder mit besorgten Augen.

Kein fröhliches, tapferes Mädchen — ein halber Mensch würde da mitgehen, mußte er sich eingestehen.

Das Gespräch schleppte sich nur noch am Tische. Alle warteten auf die Rückkehr Bonins. Endlich erschien er in der Tür. Er war allein.

Sein Gesicht drückte tiefe Ratlosigkeit aus. „Sie ist nicht da! Keine Spur ist von ihr zu entdecken.“

Irene und Marga sprangen gleichzeitig auf. „Wo haben Sie nachgesehen?“ rief der Vater in vollem Schrecken.

„Ich war erst in ihrem Zimmer, dann in den Zimmern der beiden Damen.“

„Haben Sie nachgesehen, ob sie sich vielleicht aus dem Hause entfernt hat?“

„Es schien alles am rechten Plätzchen in Fräulein Ednas Stube. Ich kann nur noch das Personal fragen gehen!“

Beder war schon davongelaufen.

Alle erhoben sich von ihren Plätzen. Es war, als wenn der düstere Regenabend von draußen plötzlich ein gedrungen wäre. Die Blumen leuchteten nicht mehr, die Lichter waren grell und ohne Wärme — Schrecken ging um.

„Alle das Haus durchsuchen!“ rief von Köller erregt.

Die Männer verließen rasch den Raum, das Trappentüfelchen verlor sich im Treppenhause.

Marga war auf einen Stuhl gesunken und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Irene, die sich erst gleichfalls hinauswenden wollte, blieb beim Anblick der Schwester zurück.

Die beiden Mädchen saßen in ihren festlichen Kleidern allein an geschmückter Tafel. Fastende Stills um sich.

„Sprich doch, Marga!“ sagte Irene endlich mit zitternder Stimme. „Du weißt etwas!“

Marga bewegte nur den Kopf in den Händen.

„Sprich!“ drängte Irene bestiger. „Ist wieder etwas zwischen euch geschehen?“

Marga ließ die Hände sinken und sah die Schwester gramersfüllt an.

„Sie war bei mir im Zimmer!“ sagte sie tonlos.

„Und was ist geschehen?“

„Nichts!“

„Nichts?“

„Sie stand nur . . . sie stand nur da und hat mich angestarrt.“

„Und weiter?“
„Nichts — aber sie hatte die Waffe in ihrer Tasche!“
„Woher weißt du das? Du phantasierst!“ sagte Irene aufgebracht.

„Ich weiß es.“
„Hast du die Waffe gesehen?“
„Nein! Aber ich weiß es.“
„Gut! Dann werde ich nachsehen, ob die Waffe da ist!“ sagte Irene rasch und entschlossen. „Willst du mit mir kommen?“

Marga schüttelte verneinend mit dem Kopfe.
In Ednas Mansarde standen Streitmann und der Vater und waren mit der Durchsuchung der Schränke beschäftigt.

Irene ging wortlos zum Schreibtisch und zog an einem Fach. Es war offen. Die Lade war leer; nur ein Zettel von fremder Hand lag darin mit unerklärlichen Notizen.

Wechsel 2000 Mark, fällig 15. Juli (Bunzlau).
Dann folgten viele andere Zahlen.
Irene öffnete ein zweites Fach. Hier! Die Ledertasche für die Pistole. Sie war leer.

„Die Waffe ist fort!“ rief Irene erbleichend. „Nur das hier!“ Und sie reichte dem Vater den Zettel hin.

Herr von Köller las — las zweimal.
„Das ist vollkommen unverständlich! Hat das Edna geschrieben? Wer hat das geschrieben?“

Irene konnte nicht antworten. Eine Ahnung nur, daß diese Schrift von Höwells Hand stammen mußte, war in ihr. Hatte nicht Edna damals, in dem schrecklichen Gespräch mit Marga, gesagt, sie wüßte von den Schulden Höwells?

Bonin trat ein.
„Wir haben nichts gefunden!“ sagte er beklommen.
„Macht den Pluto los!“ befahl Herr von Köller.
„Hier rausbringen! Wir müssen ihn an die Fährte sehen.“

Der Hund schnüffelte unruhig, als er ins Zimmer gebracht wurde.

„Komm her, Pluto!“ befahl von Köller. „Frauchen ist fort; du mußt Frauchen suchen gehen!“
Er hielt dem klugen Tier einen Mantel Ednas hin, den er aus dem Schrank nahm.

Pluto bellte einmal kurz, als wenn er verstände, was man von ihm wollte.

„Gehen Sie mit ihm, Bonin! Wir wollen hier weiter untersuchen.“

Der Hund bewegte sich eine Weile unschlüssig mit der Nase auf dem Boden und lief dann die Treppe hinunter.

„Es fehlt hier nichts!“ sagte der Vater gelähmt.
„Sieh du lieber nach, Irene, du weißt es besser!“

Irene war auf dem Sessel am Schreibtisch niedersinken. Sie sagte:

„Ich kann nicht!“
Streitmann hatte sich leise entfernt und war zu Marga hinuntergegangen. Sie sah noch da, wo sie gesessen hatte; der Kopf war ihr auf die Knie gesunken.

Er stand eine Weile hinter ihr, fühlte sich machtlos und unfähig zu sprechen. Wie konnte er sie trösten? — Sie war ja mit ihren Erlebnissen weit von ihm fort. Sie war mit allen Fasern so stark an die Dinge hier gebunden — es war nichts als Flucht, wenn sie von hier wegging — keine Zukunftshoffnung leuchtete ihm. Er erkannte es jetzt ganz klar.

Leise ging er hinaus und trat vor das Haus.
Er hörte Bonin in einiger Entfernung rufen:

„Such, Pluto, such!“
Er ging die Buchenallee entlang und sah den jungen Mann und den Hund am Gatter stehen.

„Findet er nichts?“ rief Streitmann.

„Bis hierher ist er gekommen!“ sagte Bonin. „Aber nun weiß er nicht weiter.“

Sie standen beide zusammen und beobachteten, wie der Hund unschlüssig am Gatter hin und her lief.

„Kann denn was geschehen sein, Herr Streitmann? Liegt denn irgend etwas vor?“ fragte Bonin leise.

Streitmann machte eine beklommene Handbewegung.
„Edna hat eine Waffe besessen, und die ist fort.“

Bonin preßte die Lippen zusammen.
„Wollen wir den Hund hinauslassen? Ob er weiter sucht?“ fragte Streitmann und öffnete das Gatter.
Pluto schnüffelte draußen unruhig herum, aber er fand nichts weiter.

„Ich glaube, wir geben es auf!“ sagte Bonin schließlich. „Der Regen hat auch jede Spur weggenommen.“

Mit gesenkten Köpfen gingen sie ins Haus zurück.
Die anderen waren jetzt in den Speiseraum zurückgekehrt. Alles Suchen war vergeblich. Auch Ramsell

Annchen stand an der Tür, hinter ihr das Stubenmädchen, und redeten aufgereg.

„Lina hat Fräulein Edna noch gesehen!“ berichtete sie gerade Herrn von Köller.

„Wann?“ fragte er.
Lina trat vor.

Als das Gewitter anfing. Sie hat mich gefragt, ob ihre Fräulein Schwestern zu Hause sind. Fräulein Edna kam nämlich vom Reiten.“

„Wo ist sie dann hingegangen?“

„Ich glaube, in ihre Stube!“ sagte das Mädchen.

„Sie ist bei Marga gewesen, Vater!“ griff Irene jetzt in das Gespräch ein.

„Bei Marga?“ Der Vater wandte sich der teilnahmslos dastehenden Tochter zu. „Du mußt uns ganz genau erzählen, was vorgegangen ist! Vielleicht sprechen wir uns einen Augenblick allein.“

Marga bewegte verneinend den Kopf.

„Habe nichts zu erzählen, Vater.“

„Wie? — Ihr müßt doch gesprochen haben!“

„Sie hat kein Wort gesagt. Edna hat mich nur angesehen.“

„Und du? Was hast du gesagt?“

„Nur nichts.“

„Und sie ist wieder hinausgegangen — alles ging nur schweigend vor sich?“

„Ja!“

„Marga meint . . .“ Ireines Stimme bebte von Tränen, als sie jetzt sprach. „Marga meint, sie hatte eine Waise bei sich.“

„Wie kommst du darauf? Sprich doch, Mädchen!“ drängte der Vater.

Marga sandte ihm einen gequälten Blick zu, senkte dann die Lider. „Sie sagte einmal nach der Tasche . . .“

„Und weiter?“

„Weiter nichts. — Dann ging sie . . .“
Herr von Köller fuhr mit den Händen durch sein Haar.

„Und niemand hat sie nachdem gesehen, als das Gewitter vorbei war?“

Keiner antwortete. Nur Beder fügte noch an:

„Ich habe auch Fritz gefragt, der weiß auch nicht. Er hat noch Fräulein Ednas Pferd jeztreijelt, als sie vom Reiten zurückkam. Mehr weiß er nicht.“

„Wir müssen noch einmal alles durchsuchen!“ rief der Vater. „Bonin, was war mit dem Hund?“

„Die Buchenallee lief er entlang — weiter fand er sich nicht!“ antwortete der Eleve leise.

„Also — ein paar Mann müssen den Garten durchsuchen! Auf auf! Draußen die Landstraße muß auch ein Stück abgesehen werden. Fritz soll Taschenlampen bringen.“

Herr von Köller lief schon hinaus, die anderen folgten schnell. —

Tomüde waren alle um die erste Nachtstunde wieder im gleichen Raume versammelt.

Nichts — keine Spur von Edna war zu entdecken. Noch einmal hatte Pluto am Gatter gesucht und das tief durchnähte Erdreich abgesehen, aber keine weitere Fährte gefunden.

Marga war von einem Weintrampf befallen in ihr Zimmer gebracht worden. Irene hatte das Festkleid mit einem Alltagsgewand vertauscht.

„Lege dich hin, Irene!“ sagte der Vater. „Morgen sollst du zur Abreise . . .“

Er kam mit den Worten nicht zu Ende, denn sie hatte ihn schon unterbrochen:

„Unmöglich, Vater, daß wir unter solchen Umständen abreißen können!“

(Fortf. folgt.)

Gottesurteil.

Eine Anekdote aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Von Hans von Hülßen.

Es war um die Zeit des Großen Krieges, da die Wallensteinischen zum ersten Male von Böhmen her über die Rässe des Riesengebirges brachen, die Furie ins schlesische Land zu tragen, das noch unter der Sonne des Friedens glücklich gebreitet lag. In den wenigen Hütten des Dorfes Jacobsthal, das im Waldgebirg hart an der Passstraße gelegen war, und von dieser seiner Lage durch Jahrhunderte bescheidenen Nutzen gezogen hatte, lagerte sich für einige Tage ein Fähnlein der Clam-Gallaschen Regimenter ein, die auf Hirschberg zogen.

Waren wilde, verwegene Kerle, vom Kriegstum bunt zusammengewürfelt, Böhmen, Kroaten, Wallonen, Ungarn, auch etliches junges deutsches Blut, das den Eltern entlaufen war und zum Kalbfell geschworen hatte; und sie füllten den Ort mit Lärm, Treiben und Saufen, daß die Dörfler nicht geraten konnten, Speis und Trank herbeizuschaffen, und schlangen allabendlich bis in den grauen Morgen auf dem Tanzboden des Kretschams den Reigen, daß die jungen Weibsleute jauchzten und schrienen vor Lust und später, da das Gesecht heißer geworden, nicht genug zu jammen und zu klagen hatten.

Unter den Mädchen war der tollsten eine die schwarze Märtel, des Schulmeisters einzige Tochter. Durch achtzehn Jahre hatten die Eltern, treu lutherisch gesinnte Leute, sie mit Mähe in gestrenger Zucht gehalten; aber nun hieß der Sturm der Zeiten, die plötzlich über das stille Dorf niedergingen, das Kostor ein — und sie entsprang, wie es immer ihres wilden Herzens geheimstes Sehnen gewesen war. Der Vater holte sie zurück, und da er und die Mutter sie eher in ihrer Kammer eingeriegelt und sich selber zur Wacht auf die Schwelle gelegt hätten, als sie nochmals in diesen teuflischen Strudel zu lassen, so wußte sie's listig einzurichten, daß gegen den Abend zwei Musketiers mit ihren Kolben an die ängstlich versperrte Tür pochten und die Jungfer gebieterisch forderten; und war in ihrem leichtfertigen Sinne auch hartherzig genug, anzuleben, wie die beiden die alten Eltern bedrohten, und lachend mit ihnen zu gehen, zum Tanz.

Die beiden Musketiers aber, die all die Tage des Lagerns lang kein ander Feuer losbrannten als die verrückte Leidenschaft zu der Schwarzen, waren ein ungleich Gespann: ein Kroat und ein Deutscher aus dem Bayerischen, und waren gut Freund seit manchem Kriegsmund, den sie Schulter an Schulter durchfochten. Aber, wie es oft geht: ein Weib entzweite sie. Und da der Kroat wußte, die deutsche Dirn wäre dem Landsmann heißer zugetan denn ihm, der nicht mehr als ein paar berbe Liebesworte und Flüche in der fremden Sprache zu stottern verstand, auch Redereien und Sticheleien der Kameraden solchen Bahn in ihm nährten, so beschloß er Rache in der dunklen Trunkenheit seines wilden Herzens und that, derweil einmal der Deutsche beiseite getreten war, die Märtel vom Tanze weg hinter den Kretscham, allwo man sie am nächsten Morgen mit durchschnitener Kehle auffand.

So gar gewaltig war das Lärmen über diese Untat im Dorfe, daß der Hauptmann des Fähnleins, ein alter Welscher, nicht umhin konnte, ein Feldgericht einzusetzen und dem Ortschulzen Befragung des Täters an Leib und Leben zuzulagen. Und da der Schulmeister und sein Weib weinend gelaufen kamen und die beiden Musketiers bezichtigten, die das Mädchen mit Gewalt aus der versperrten Kammer geholt, auch einige aus der Truppe selbst bestätigten, daß die beiden um das junge schwarze Weibsbild herumstarrten, so wurden beide, der Deutsche und der Kroat, sein Freund, auf Befehl des Hauptmanns gefänglich eingezogen und vor das Gericht geführt.

Der Zufall wollte, daß, ehe man noch mit dem Verhöre begonnen, laute Hörner durch den Wald bliesen und der große Heerhauf mit allem Troß die Passstraße entlanggezogen kam, an der Spitze auf einem Apfelschimmel des Herrn Generals Clam-Gallas Fürstliche Gnaden selber. Der zügelte sein Tier und fragte, was es gäbe. Und da der Hauptmann herbeigesprungen und submissiv rapportiert, schwang sich der Fürst aus dem Sattel und trat in den Kreis, selber dem Feldgerichte vorzusitzen, und alles Volk, das auf der Straße nachdrängte, lagerte sich im Gehölz und schaute neugierig auf den Kroaten und den Deutschen, die mit gefesselten Händen vor einem großen, flachen Steine standen, von dem unter den Dörflern die schene Sage ging, er stamme noch aus der dunklen Heidenzeit, und Opferblut sei auf ihm geflossen. Und auf einen Wink des Feldherrn begann der Auditor mit dem Verhöre; aber der Deutsche sowohl wie der Kroat leugneten die Untat, jener frank und mit gutem Gewissen, dieser verbissen und leidenschaftlich in seiner Sprache redend; und es war, da der Mord im Dunkel der Nacht geschehen, dem einen nichts und dem andern nichts zu beweisen, sodas im Kreise das Volk zu murren begann.

Da erhob sich der General zornig von seinem Platze: „Glaubt ihr Hundsfötter, wir haben Zeit hier zu verlieren um Euretwillen? Wollt ihr nicht eure Mäuler aufstun und reden, so mag das Los zwischen euch entscheiden, daß wir weiterkommen! — Und er langte in die Tasche seines ledernen Gürtels, schmiß den beiden ein paar beinerne Würfel zu und rief: „Wer den höchsten Wurf tut, der

ist's, den knüpset an einen Baum! Sind ihrer genug da in diesem finsternen Walde! Fang an, deutscher Schuft!“

Und der Deutsche, der noch ein junges Blut war, rief zu Gott im Herzen, daß er seiner Unschuld beistünde, und ließ zaghaft aus eisalter Hand die Würfel fallen:

„Zwölf!“ schrie der Auditor: „Sechs und sechs — zwölf sind's!“ Und hob die Würfel in die Luft, sie männiglich zu weisen.

Da geriet die Menge in Tumult. Männer und Weiber schrienen wild durcheinander, daß dies ein Gottesurteil wäre! daß Gott mit dem Finger aus der Wolke gezeigt hätte, daß der deutsche Hund der Täter — und der Kroat unschuldig wäre, die weil mehr als zwölf Augen niemand zu würfeln vermöge! Und schon drängten sich einige Kroaten hinzu, ihrem Landsmann die Fesseln abzunehmen, derweilen die wenigen Deutschen im Haufen gewaltig lärmten.

Doch der Fürst-General stand da und streckte gebietend die Hand aus und rief: „Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt! Er soll würfeln! Und wo er auch zwölf wirft, so henket sie beide, in Teufels Namen!“

Da riß der Kroat, das böse Herz voll Siegestraunkenheit, den ehemaligen Freund spöttisch aus geschlitzten Augen anblickend, in der Faust die Würfel empor und schleuderte sie hart auf den breiten Opferstein, und rief dazu lästerlich in seiner Sprache: „Gott ist gerecht!“ — und ward mit einem Schlage weiß wie Kalk und taumelte, daß der Auditor hinsprang und ihn auffing.

Aber der General trat nahe, bliete die Würfel an und bliete auf den Deutschen, der sich in übermächtiger Bewegung auf die Knie niedergeworfen hatte, und sprach: „Mein Sohn, mit dir ist Gott. Weibe dich bei mir, wenn wir vor Hirschberg liegen.“

Und da die Obristen und Hauptleute aus des Fürsten Gefolge und die Soldaten und alles Volk hinsudrängten, sahen sie, daß auf dem Stein der eine von den Würfeln in zwei Hälften zerfprungen war, und blieten nach dem hellen Himmel, wo der Richter wohnt, sechs Augen und nochmals sechs und ein einzelnes machen insgesamt dreizehn Augen, als welche niemand je erwürfelt kann.

Und sie henkten den Kroaten an einer uralten Eiche am Weg und zogen weiter.

Die Verwirrung.

Die Verwirrung des alten Herrn nahm ihren Ausgang von einer Bestimmung der Badeordnung, die auch dort, wohin sie vornehmlich treffen wollte, in ihren Gründen nicht verstanden wurde. Sie besagte nämlich, daß Frauen und Mädchen nicht mit offenem, langem Haar baden dürfen, sondern selbigen in einen Zopf geflochten und zum Knoten vernotet zu tragen hätten, solange sie sich im Wasser befänden. Die Verordnung traf natürlich die wenigsten, aber in dem gut besuchten Familienbad waren es doch einige, die sich daran halten mußten. Sie taten es brav, man sah keiner Vorelei goldene Flut mit den Fluten sich vermengen. Deshalb eigentlich dies nicht sein durfte, wußte niemand. Es ist anzunehmen, daß dem Ursprung des Paragraphen irgend eine dunkle Überlegung zugrunde lag, sei es die, man könne mit dem offen treibenden Haar irgendwo hängen bleiben, sich verwickeln und Schaden nehmen, sei es, daß die Badewerwaltung meinte, es sei unappetitlich oder im Gegenteil zu appetitanregend. Das alles blieb im Finsternen — der alte Herr aber sah sich ins Licht allgemeiner Beachtung gerückt. Er besah, passend zu seiner würdigbehäbigen Gestalt, einen großen silbrigen Vollbart, ein Prachtexemplar von Bart, der beinahe die Badehose überflüssig gemacht hätte. Mit diesem Bart fürs Leben versehen, wollte er daran gehen, ins Wasser zu steigen, als ihm das Lächeln eines jungen Herrn auffiel, das ihn hemmte. Das Lächeln war nicht unehrlich — es schien trotzdem etwas Begnerhaftes an sich zu haben, es patrouillierte, es fühlte vor, es schien ausgelaut, um den Angriff einer Rede vorzubereiten — da begann der junge Mann auch schon mit ihr.

Er sagte zu dem ähgernden Alten: „Verzeihung, mein Herr, Sie scheinen nicht zu wissen, daß es hier verboten ist, mit offenem, langem Haar zu baden. Gestatten Sie mir, darauf aufmerksam zu machen, Sie werden sich Unannehmlichkeiten von seiten des Personals zuziehen, wenn Sie so, wie Sie da sind, ins Wasser steigen.“

Der alte Herr erschrak, seine Finger harteten durch den bestandenen Bart, er war sich dessen nicht bewußt; er begann sich zu verteidigen: „Aber die Bestimmung kann doch nur weibliche Personen treffen, nicht wahr?“

„Weshalb das?“, fragte der junge Mann schnippisch zurück. „Sie verschieben da, dünkt mich, fälschlicherweise den Schwerpunkt. Es betrifft nicht Männer oder Frauen, es trifft langes Haar. Ob solches hinten am Kopf oder vorn am Kinn hängt, dürfte völlig einerlei sein.“

Der alte Herr war für den Augenblick geschlagen, er war hilflos, er hatte eine prächtige rote Nase, die im silbrigen Weiß seines um und um bebarteten Gesichtes sah wie ein Hummerläden in Eisstückchen, er hatte ein paar stehend klare Auglein, die jetzt unsicher umherfuhren. Er war zeitweilig ein waderer und biederer Mann gewesen, der sich an die sämtlichen polizeilichen Vorschriften der Welt immer gehalten hatte, ohne besondere

Geschwerden dadurch zu erleiden, denn er war nicht extravagant beanlagt, er wollte daher auch jetzt durchaus nicht aus der Reihe tanzen, er wollte nicht straffällig werden, aber was sollte er denn nur tun? Nun lehnte er sich doch auf, er grollte: „Dann wäre ich also dazu verurteilt, hier nicht haben zu können.“

Es hatten sich Leute, die zuhören wollten und übrigens ohne-bies von des Alten Erscheinung angezogen waren, um ihn und seinen höflichen Widersacher gesammelt. Der meinte: „Das ist nicht gesagt, daß sie garnicht haben können. Sie müssen sich nur in die Anordnung einpassen.“

„Was denn, was denn“, fragte der Alte in ohnmächtigem Grimm, „soll ich mir vielleicht schnell den Bart abschneiden?“

„Aber nein, die Damen mit langem Haar schneiden es sich doch auch nicht ab, sie verwahren es.“

„Wie kann man einen Bart verwahren, mein Herr“, sagte der Alte iwegwerfend zu diesem Rat, der ihm offenbar albern erschien.

„Wie Sie das machen, das wäre durchaus Ihre Sache“, entgegnete der junge Mann sehr ernst. Es entstand eine Pause, es mischte sich ein dritter ein. War er ein heimlicher Helfershelfer des anderen? Jedenfalls bewahrte er Haltung; es wirkte durchaus nicht wie Spasmmacherei, als er sagte: „Der Fall kann nicht erstmalig sein, hier unter der immerhin beträchtlichen Menge wird sich doch der eine oder andere Herr mit langem Bart befinden. So einen sollte man fragen, wie er es macht. Oder gehen Sie doch einen der Männer, die hier Aussicht führen, um Rat an.“

Aber waren schon die weiblichen Erscheinungen, die von jener Bestimmung getroffen wurden, dünn gefät, — einen Weihnachtsmann sah man weit und breit nicht, übrigens, wie es immer ist, wenn man ihn braucht, auch keinen Aufsichtsbeamten. Die Sache blieb also in der Schwebe, aber der alte Herr drängte natürlich zur Entscheidung, er wollte doch sein Bad nehmen. „Was soll nun geschehen, endlich will ich das wissen“, fragte er schmerzvoll und beleibigt, er schien ganz zu vergessen, daß die Leute um ihn her, deren immer mehr wurden, die durcheinander sprachen und sehr an dem Fall teilnahmen, ohne ihn zu belächeln oder gar den ratlosen Alten zum Gegenstand eines Gespöttes zu machen — daß diese Leute nicht zu entscheiden hatten, daß sie ihm nichts vorschreiben konnten. Oder fühlte er das Nichtige; nämlich, daß eigentlich doch die Menschen zu entscheiden haben, um derentwillen ja solche Anordnungen getroffen werden. Wenn das Publikum hier einverstanden war, daß er mit seinem Bart ins Wasser stieg, dann war doch alles im Alei. Aber das war eben das Un-durchschaubare: wie stellte sich die Gesamtheit der Menschen zu seinem Problem. Man schien es doch in der Richtung des Paragraphen lösen zu wollen, denn einer jener beiden immer rätselhafter werdenden Herren sagte beruhigend wie ein Arzt: „Sie tun am besten, Ihren Bart in einen — oder bequemer noch in zwei Zöpfen zu flechten und um den Mund herum mit ein paar Haarnadeln festzukleiden. Es finden sich sicher einige hilfreiche Damen, welche Nadeln zur Verfügung stellen.“

Selbst, auch jetzt lachte niemand. Empfinden alle, wie ernst die Situation für den Greis war? Empfinden sie: Eine Anordnung, ein Paragraph war zu bewältigen? Der Paragraph war unverrückbar da, mit ihm mußte man sich auseinandersetzen. Der junge Mann versuchte es wieder, er sagte zu dem Weißhaarigen: „Mein Vorschlag mag Ihnen absurd erscheinen, er ist absolut logisch, er ist gesund geboren aus dem, was die Vorschrift besagt. Wie lang, wenn ich fragen darf, ist Ihr Bart?“

„Aber einen halben Meter“, bekannte stolz der Alte. „Sie fallen unter das Gesetz“, sagte der Helfershelfer. Er sagte das schwere Wort Gesetz — und jeder nahm es ohne Widerrede hin. Es lastete auf allen — bis ein Fräulein sich befreite, ihre Badekappe auszog und sie dem Greis darreichte: „Stopfen Sie den Bart doch hier hinein, dann brauchen Sie nicht ihn erst zu flechten.“

Aber der Alte warf einen Blick auf die Uhr und zauderte und sagte dann kopfschüttelnd: „Meine Zeit ist abgelaufen.“ Es ist möglich, es ist wahrscheinlich, daß er log, denn er war wohl noch garnicht lange da. Den Doppelsinn, der in seinen letzten Worten steckte, meinte er bestimmt nicht, nein, er wurde einfach flüchtig, er entzog sich dem Kampf mit der Anordnung, er entzog sich ihr wütend, aber er wußte doch nichts Besseres zu tun, als das böse Spiel aufzugeben. Man sah ihn nach, wie er davonmarschierte. Er betätigte einen ungebrochenen Marschschritt. Man sah ihn, als er schon seiner Kabine nahe war, unter eine Brause treten. Das Wasser perlte in der Sonne auf ihn nieder und hinterließ blühende Tropfen in seinem Bart.

Münchener Dialoge.

Die Zitronen-Limonade.

Im Englischen Garten, der, fünf Kilometer lang, sich vom Herzen Münchens nordwärts erstreckt, in diesem „Hyde-Park“ der bayerischen Hauptstadt, gibt es, neben mehr oder minder „mondainen“ und volkstümlichen Gastbetrieben, eine halbländliche Wirtshaus-Doyle. Ein früheres Jagdschloß-

chen ist Gasthaus geworden, und unter den Bäumen davor läßt es sich gut ausrasten. Hier ist Ziel der Spaziergänger, hier trinken Radler und Radlerin ihren Schoppen, und in den Morgenstunden steigen Sonn- und Wochentagsreiter vom Reitkutschpferd, sich mit einem kühlen Trunkte zu laben. Zumal wenn's heiß ist.

„Huch! Ist das eine Glut! Eine Natur-Limonad, schnell, Fräulein!“

Die korpulente Hebe bringt sie. Ah, das tut gut! Aber der Durst sikt noch immer in der staubigen Kehle. „Noch eine Limonade, gelt?“ — „Haben S' so an Durst?“

„A Naturlimonad!“ herrscht die Hebe durchs Küchenfenster.

Nanu? Der Trunt schmeckt doch . . . ja . . . diese Limonade ist ja lauwarm! Pui Deibel . . . Fräulein!“

„Noch a Glas?“ fragt die Dame unschuldsvoll.

„Nein, aber . . .!“

„Ja, mei . . . d' Köchin hat aus Versehen an heißen Hahn aufdreht für Eahnerer Limonaden . . . Aber i hab' mir denkt: Vielleicht mach't's Eahna niz aus . . .“

Guter Rat.

Es gibt in München Trambahnwagen von besonderer Eigenart. Vor allem hinsichtlich der Türen. Wer aussteigen will, muß Kolosse von 142 Pfund Gewicht zur Seite schieben. Es ist kein Zufall, daß der olympische Weltmeister im Stemmen ein Münchner war . . .

Eine alte Dame, zart, verhuelt, will raus. Sie hat's eilig. Sie möchte vielleicht zu ihrem 65. Geburtstag noch zurecht kommen. Sie zerrt an dem Türkloß. Erfolglos. Nimmt beide Hände zu Hilfe. Es nützt nichts. Stillvergnügt lächelnd schaut der Schaffner zu.

„Ja mei . . .“ sagt er und schüttelt den Kopf.

Das Mütterchen reißt und schüttelt an der Tür, und endlich, als diese gar nicht nachgeben mag, schaut es zum Schaffner bescheiden auf und jammert: „O, diese Türen . . . es ist ja zum Verzweifeln . . .!“

Da endlich läßt der Mann sich herbei zu helfen. Und während die alte Dame absteigt, ruft er, kopfschüttelnd, ihr nach: „Ja, wann ma foan Sport net treibt . . .“

Ungerer-Bad.

Meine Wohnung liegt in der Nähe des Ungerer-Bades, des weltberühmten Freilicht- und Luftbades von Schwabing. Und wenn ich mit der Fernbahn heimfahre . . .

„Ungerer-Bad, bitte“, sage ich dem Schaffner.

Es ist kurz vor Mitternacht, und draußen wirbeln die Kloden. Es ist zwar Wonnemonat, aber der bayerische Wettergott besteht auf seinen Reservatrechten.

„Woos?“ fragt der Schaffner. „Un-ge-zer-bad!“

„Des ist aber jetzt schon g'schlossen!“ mahnt er.

„s is ja nur, weil ich in der Ungererstrah' wohne!“

„Drum!“ erwidert er beruhigt, und gibt mir den Fahr-schein . . .

Einer für alle.

Die Fremdenhochflut im Sommer bringt eines Juli-Abends auch meine Base aus Berlin nach München. Sie übergibt ihre Handtasche einem wackren Gepäcträger, der offensichtlich ein ebenso wackrer Maßkrüglcr ist. Nach zwei Minuten, vor dem Hauptportal, wo die Autos warten, nimmt sie ihr Gepäd wieder in eigne Obhut und reicht dem Helfer ein Marktstück. Der Mann will sich entfernen.

„Ja, aber, erlauben Sie mal, bekom' ich denn da nichts heraus?“

„Nixen“, erwidert der Herkules. „Gestern is mir oane mit am Fuchzgerl Traglohn durch, und des war a a Breiß!“

Beharrlichkeit.

Mein Telephon klingelt. Wer könnte da nein sagen? „Hallo!“

„Ist da d' Sargschreinerei Moßdoppler?“ „Nein.“

„Also nacha . . .“ (Ein Schnappen verrät, daß eingehängt wurde.)

Nach einer Minute: Kling . . . klingling . . . klinglingling. „Hallo!“

„Ja, wer ist denn do?“ „Hier Ni-Ni.“

„Is do net d' Sargschreinerei Moßdoppler?“

„Nein, leider nicht.“

„Herrgottsafament . . . Sie ham do 34 129?“ „Gewiß.“

„Nacha muach do dort d' Sargschreinerei Moßdoppler sei?“ „Bedaure sehr.“

„Dös gibt's doch net, daß do net d' Sargschreinerei Moßdoppler is?“

„Damit müssen Sie sich leider abfinden.“

„Soo! sagt der Mann am anderen Ende, höchst argwöhnisch und hängt ein.

Kling . . . klingling . . . klinglingling . . .

„Hier ist Schriftstel . . .“

Dräben schmeißt einer den Apparat zusammen . . .

R. N.